Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 63 (1992)
Heft: 7

Artikel: Die sozialpädagogische Grossfamilie im Rahmen der Fremderziehung oder : welcher Klebstoff klebt am längsten? 1. Teil

Autor: Sennhauser, Roger / Sennhauser, Barbara

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-810933

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die sozialpädagogische Grossfamilie im Rahmen der Fremderziehung oder: welcher Klebstoff klebt am längsten?

Roger und Barbara Sennhauser, lic. phil. I, Kinder- und Jugendheim Oberi

1. Teil

Der folgende Essay soll einen Überblick vermitteln über die sozialpädagogische Grossfamilie als eine Form der Begleitung von Kindern und Jugendlichen im institutionellen Rahmen. Die Verfasser stehen dabei mitten im Geschehen und begleiten fünf Pflegekinder und die eigenen Zwillinge auf ihrem Lebensweg. In diesem Sinne beinhaltet der Artikel eine systematische Selbstbesinnung, nachdem der Einstieg abgeschlossen ist, und kann eine Hilfe bedeuten für andere Einsteiger. Er soll Mut machen, in der professionellen Erziehungsarbeit das Private nicht immer strikt von der bezahlten Betreuungsarbeit zu unterscheiden.

Barbara und Roger Sennhauser:

Studium der Pädagogik an der Universität 1983 bis 1989/90. Abschluss bei Herrn Tuggener mit einer gemeinsamen Arbeit zum Jugendstrafrecht. Diverse Praktika im Heimbereich (Gfellergut, kinderspychiatrische Tagesklinik). Arbeit im Drogenbereich: Drop-In Zürich als wissenschaftliche Mitarbeiter und im Lila-Bus (Kontakt- und Anlaufstelle für drogengebrauchende, sich prostituierende Frauen). Ab November 1990: Übernahme unserer sozialpägogischen Grossfamilien im Jugendheim Oberi.

Familiensystem versus Gruppensystem

Heime und Pflegefamilien standen traditionellerweise in einem eher gespannten Verhältnis zueinander. Seit mehr als 200 Jahren lässt sich eine entsprechende Diskussion um Vor- und Nachteile der beiden Formen ausserfamiliärer Erziehung verfolgen (vgl. Schoch et.al.1989). Eine echte Differenzierung sowohl im eigentlichen Heimbereich als auch in der Fremderziehung durch Pflegefamilien fand in diesem Jahrhundert statt. So wurden die *Anstaltserziehung verfeinert,* die *Grossgruppen verkleinert* und sehr *häufig familienähnliche Systeme eingeführt.* Gleichzeitig wirkten gesellschaftliche Veränderungen in der Arbeitswelt und im Freizeitbereich dynamisierend auf die ausserfamiliäre Erziehung. Neben der klassischen Heimerziehung etablierten sich neue Formen der Erziehung in Ersatzfamilien. Neben der herkömmlichen Pflegefamilie, die gegen Entgelt («Pflegegeld») ein oder mehrere Kinder zur Pflege und Erziehung aufnimmt, etablierten sich die Tagesmütter (noch selten Tagesväter), welche tagsüber neben den eigenen noch Tagespflegekinder betreuen. Ebenfalls entstanden ab Ende der 60er Jahre die Heilpädagogischen Grossfamilien/Pflegefamilien, in denen professionelle Erziehung geleistet wird. Zumindest ein Elternteil verfügt über eine pädagogische Ausbildung. Sie sichern ihre materielle Existenz grösstenteils über ihre pädagogische Tätigkeit. Häufig arbeitet ein Elternteil zusätzlich auswärts. Im Kanton Zürich sind die heilpädagogischen Pflegefamilien im Verein «*heilpädagogischer Pflegefamilien des Kantons Zürich*» zusammengeschlossen und erhalten dort ideelle und fachliche Unterstützung.

Lange Zeit wurde in bezug auf die zu plazierenden Kinder zwischen Heimgruppen und Grossfamilien mit immer wiederkehrenden Argumenten gestritten. Es wurden Kriterien gesucht, wie man Kinder am für sie «*richtigen*» *Ort* plazieren kann. Dabei wurde häufig aus ideologischen Gründen schlicht die Familienerziehung als die beste aller Lösungen hingestellt.

Unsere sozialpädagogische Grossfamilie ist innerhalb der Fremderziehung als wenig bekannte Mischform zwischen traditioneller Heimerziehung (mit oder ohne Gruppensystem) und den professionellen oder nichtprofessionellen Pflegefamilien anzusiedeln. Sie ist nicht ganz «Gruppe», aber auch nicht ganz «moderne Familie». Sie profitiert vom *gesicherten institutionellen Rahmen mit seinen Möglichkeiten* (zum Beispiel gesicherter Lohn, viele Werkstätten und Freizeitmöglichkeiten), unterliegt aber auch den *Gesetzmässigkeiten heutiger Familienerziehung.*

Nach einer kurzen Beschreibung des institutionellen Rahmens folgt die Darstellung unserer Arbeit aus verschiedenen Blickwinkeln.

Rahmenbedingungen unserer sozialpädagogischen Grossfamilie

Wir haben bereits angetönt, dass unsere Arbeit als Grossfamilie im Rahmen eines traditionsreichen, «*normalen*» *Kinder- und Jugendheimes ohne interne Schule, also im Typus Wohnheim,* erbracht wird. Das Haus wurde vor zehn Jahren nach einer umfassenden Renovation umstrukturiert und seit sechs Jahren von vier eigenständigen Wohngruppen bewohnt. Zwei dieser Wohngruppen werden nun heute von Ehepaaren geleitet und in grösstmöglicher Selbständigkeit als sozialpädagogische Grossfamilien geführt. Wir sind in diesem Sinne in einem grösseren Ganzen eingebettet und können bei Bedarf unsere Familiengrenzen sprengen. Gleichzeitig ist es möglich, sich zurückzuziehen und ganz für sich als Familie zu leben.

Am stärksten Einblick in unsere Arbeit mit den uns anvertrauten Kindern erhält der Heimleiter. Er übernimmt beraterische Aufgaben: mit ihm haben wir regelmässig Fallbesprechungen und machen die erzieherische Grobplanung. Er ist auch Stütze, insofern er einige administrative Aufgaben abnimmt.

Die *monatliche Supervision* ist für uns sehr wichtig: Dort entlasten wir unsere Partnerschaft, besprechen spezielle Probleme (wie zum Beispiel das Verhältnis der eigenen zu den Pflegekindern), können über unsere Institution diskutieren, neue Ideen aushecken, andere Wege skizzieren und werden auf unserem Weg mit den Kindern immer wieder ermutigt. Hier spüren wir den Vorteil der institutionellen Einbettung besonders, indem die Supervision zum Selbstverständnis gehört und im Heim integrierender Bestandteil ist.

Als enorm wichtig erachten wir vielfältige Aussenkontakte zu Freunden. Sie geben uns Anregungen, kritisieren uns und muntern uns auf. Nicht nur wir geniessen diese Stunden. Auch für unsere Pflegekinder sind sie eine Bereicherung besonderer Art, besonders wenn weitere Kinder eintreffen.

Der institutionelle Rahmen bietet uns in bezug auf Freizeitanimation sehr viele Vorzüge: Wir haben eine gut ausgebaute eigene Werkstätte, eine eigene Töpferwerkstatt, einen Saal für Feste und auch für Musikstunden, grosszügige Aussenanlagen mit Garten und Tieren.

Das Zusammenleben in der sozialpädagogischen Grossfamilie

In früheren Grossfamilien hatten die Eltern (auch Pflegeeltern) eher wenig Zeit für ihre Kinder. Diese mussten früh mithelfen und mitarbeiten. Es blieb wenig Zeit für unbeschwertes Spiel übrig. Sogar in vielen Anstalten und Waisenhäusern wurde die Kindheit nicht eben gerade berauschend gestaltet; ein Kinderleben bestand aus harter Anpassung; es herrschten Zucht und Ordnung. Früh mussten sich die Kinder an mannigfaltige Formen von Arbeit gewöhnen.

In unserer sozialpädagogischen Grossfamilie arbeiten beide Elternteile zu Hause und haben viel Zeit für die Kinder und ihre Probleme. Wir sind die engsten Bezugspersonen für jedes Kind und jemand hat meistens Zeit zuzuhören und/oder etwas zu unternehmen. Im Jahrhundert des Kindes (Ellen Key) wird versucht, kindzentriert zu arbeiten. Es stehen nicht mehr Zucht und Ordnung im Vordergrund, ohne leugnen zu wollen, dass auch heute noch Anpassung und Einordnung gefordert werden. Doch wenn es hart auf hart geht, ergreifen wir in erster Linie für das Kind Partei. So wollen wir auf jedes Kind individuell eingehen, seine Wünsche und Sicht der Dinge respektieren, müssen aber gleichzeitig als zusammengewürfelter Haufen immer wieder an der Familienidentität arbeiten.

Das obige trifft wohl auch auf die meisten Erzieher zu, die im Gruppensystem mit ihren Kindern und Jugendlichen zusammenleben. Dennoch treffen wir einige Spezifikas an, die wohl für unser familiärpädagogisches Zusammenleben typisch sind.

1. **Die Nähe der Beziehungen ist frappanter.** Es ist unmöglich, einander auszuweichen. Man trifft sich immer wieder. Konflikte prallen deshalb härter zusammen. Streit und Diskussionen sind im wahrsten Sinne des Wortes unvermeidlich.
2. **Wir leben den Kindern bestimmte geschlechtsspezifische Rollenmuster vor,** die ungewollt immer wieder hineinspielen. Der Mann flickt die Fahrräder, die Frau bügelt die Hemden und näht Knöpfe an.
3. **Die Unmittelbarkeit der hauswirtschaftlichen Tätigkeiten ist für die Kinder sehr viel evidenter als auf einer Gruppe:** wir waschen selbst, flicken selbst, putzen meistens selbst. Die Kinder können zuschauen und dürfen/müssen im Rahmen ihrer Möglichkeiten mithelfen.

Das Kinder- und Jugendheim Oberi: Ein traditionsreiches Kinder- und Jugendheim ohne interne Schule.

4. **Wir leben ein Stück weit abgekapselter.** Wohl pflegen wir als Elternpaar – wie natürlich auch die Kinder selbst – sehr viel Aussenkontakte. Dennoch ist evident, dass unsere Arbeit versteckter ablaufen kann. Damit unterliegen wir verstärkt den Gefahren moderner Familienerziehung. Eine zu starke Emotionalisierung des Verhältnisses von Eltern und Kindern ist möglich. Verstärkte Selbstbeherrschung wird gefordert, der Druck zur Zivilisierung kann zu stark sein. Vergessen wir nicht, dass die Abkapselung und Intimisierung moderner Familien, ja die absolute Privatheit heutigen Familienlebens schwerwiegende negative Folgen für viele mit sich bringt (zum Beispiel wenig soziale Kontakte, einseitige geschlechtliche Arbeitsteilung, Inzest, Kindesmisshandlungen und vieles mehr)!

Im Sinne obiger Spezifika beschränken wir unsere Erziehungsziele und Erziehungsgrundsätze nicht nur auf die Kinder selbst.

Unsere erzieherischen Grundsätze

In unserer pluralistischen Gesellschaft mit ihrer Werteverunsicherung scheint es uns in der heutigen Erziehungsarbeit keine Lösung zu sein, eingleisige und rigide Normenstrukturen und Werte vorzugeben. Wenn wir auf die Geschichte der Pädagogik zurückblicken, so sind mit einseitigen Werten, harten Richtlinien und institutionellen Vorgaben zu viele Kinder an den Erziehungsgrundsätzen der Erwachsenen zugrunde gegangen. Es gibt genügend Beispiele sog. «Schwarzer Pädagogik» (vgl. Rutschky K.).

Unsere wesentlichsten Grundsätze bestehen in der Offenheit des Umgangs und in gegenseitiger Toleranz. Grundsätze haben es so in sich, sehr vage zu bleiben. Weiter hinten sollen sie aber noch veranschaulicht werden.

Natürlich ist es für uns unmöglich, eine reine «Pädagogik vom Kinde aus» zu betreiben. Es wäre Selbstbetrug und wir würden uns als Pädagogen auch gegenüber den Versorgern unglaubwürdig machen, wenn nicht sogenannte gesellschaftliche Forderungen unsere Arbeit und unsere Grundsätze mitbestimmen würden. Bei aller Offenheit und Toleranz: ein Kind muss heute neun Jahre in die Schule und sollte als Jugendlicher wenn möglich eine Lehre oder höhere Schulbildung absolvieren. Im Rahmen dieser harten Einschränkungen bleibt es unsere Aufgabe, das Kind zu unterstützen, *seinen* Weg zu finden und seine Autonomie zu erreichen.

Gleichzeitig gilt dies auch für uns: Wir befinden uns mit den anvertrauten Kindern immer unterwegs, entwickeln uns in unserer eigenen Persönlichkeit ständig weiter, machen immer wieder Fehler – manchmal laufend die gleichen – und sind auf der Suche nach Klarheit und eigener Autonomie. **Deshalb bedeuten Offen-**

heit und Toleranz nicht Regellosigkeit, sondern sie öffnen den Raum und fordern uns heraus, unsere Raummarkierungen zusammen mit den Kindern laufend zu überprüfen. Dies beginnt bei so einfachen Fragen wie Tischmanieren und hört bei so schwierigen Themen wie weltanschauliche Grundwerte (zum Beispiel ökologische Grundhaltung) oder Religiosität auf.

Phasen des Zusammenlebens

In vielen sozialpädagogischen Einrichtungen für Kinder und Jugendliche können Phasen des Zusammenlebens beschrieben werden. Meistens orientieren sich solche Phasen an den Bedürfnissen der Kinder und deren Umgebung (zum Beispiel in der Erziehungsplanung). Weiter spielen institutionelle Vorgaben, Gruppengrösse und -zusammensetzung eine tragende Rolle. Ebenso dürfen jahreszeitliche Vorgaben im Tagesablauf nicht vergessen werden. Immer wieder gilt es, im Team die Phasen des Zusammenlebens neu zu überdenken, zu bestimmen und aufgrund unterschiedlicher Vorgaben zu gestalten.

Aufgrund der Konsistenz unserer alltäglichen Präsenz lassen sich in der sozialpädagogischen Grossfamilie die Phasen des Zusammenlebens klarer umreissen. Wir müssen nicht jeden Tag von neuem an einem Konsens über Gruppenaktivitäten oder Freizeitaktivitäten arbeiten. Es ist möglich, eine Gesamtheit der Lebenssituation zu gestalten, die als solche förderlich wirkt, sowohl die Entwicklung und den Stand der anvertrauten Kinder mitberücksichtigt als auch Erfordernisse der gesellschaftlichen und familiären Dynamik aufnimmt. Phasen des Zusammenlebens bestimmen das erzieherische Klima; sie machen in ganz bestimmtem Sinne unsere familiäre Atmosphäre aus. Sie beinhalten eine nicht unterschätzbare Eigenständigkeit und sind nur beschränkt planbar. In diesem Sinne unterscheiden sie sich wesentlich von alltäglichen, bewusst einsetzbaren erzieherischen Interventionen.

Wir möchten kurz einige solche Phasen skizzieren:

1. Phase des gegenseitigen Kennenlernens: Steigt man neu in diese Art pädagogische Arbeit ein, steht die Phase des gegenseitigen Kennenlernens und der Beziehungsaufnahme im Vordergrund. Soll diese Phase gelingen, muss ein Klima des Vertrauens, der gegenseitigen Anerkennung und freundschaftlichen Verständigung vorherrschen (vgl. Kongress FICE 1990). Langsam beginnen sich Regeln des Zusammenlebens einzupendeln. Man verhandelt darüber, schlechte Regeln werden umgestossen, neue installiert, bis sich ein gewisses Gleichgewicht einspielt. Manche Regeln gelten nur für einzelne Kinder, einige für die ganze Familie. Soll aufgrund der Problematiken der einzelnen Kinder eine positive Veränderung in Gang gebracht werden, ist es enorm wichtig, nicht «nur» eine Beziehung zu den Kindern aufbauen zu können, sondern in einer weiteren Phase eine affektiv positiv besetzte Bindung und Übertragung zu uns in Gang zu bringen. Durch die Konstanz und Penetranz unseres Beziehungsangebots ist eine solche Bindung bei günstigen Rahmenbedingungen einfacher aufzubauen als auf einer konventionellen Erziehungsgruppe.

2. Beziehungstest und Hinterfragen der installierten Regeln: Die Phase des neugierigen Kennenlernens wird abgelöst durch ständiges Hinterfragen vieler installierter Regeln und durch das Testen der neu aufgebauten Beziehung. Es war in unserer Grossfamilie frappant zu beobachten, wie die meisten Kinder unsere Liebe durch unterschiedlichste Verhaltensweisen auf die Probe stellten. Zu jeder pädagogischen Beziehung gehört die Frage nach Macht und Autorität. Im Gegensatz dazu wird unerlässlich nach Liebe, Vertrauen und Verlässlichkeit gesucht. In diesem Spannungsfeld die vielfältigen Launen und manchmal üblen Machenschaften der Kinder auszuhalten und im Zusammenleben einen Schritt weiter nach vorne hin zur unbedingten gegenseitigen Akzeptanz vorzustossen, stellt an uns grosse Anforderungen. So arbeiten wir jeden Tag von neuem auch an unserer Persönlichkeit. Und die Kinder müssen lernen, dass auch wir beschränkte menschliche Wesen sind, die nicht alles bedingungslos aushalten und die auch Anspruch auf menschlichen Respekt stellen.

3. Phase der Routine: Bleibt eine Gruppe wie auch wir als Grossfamilie über längere Zeit in der Zusammensetzung unverändert, entwickelt sich über Monate und Jahre hinweg eine gewisse unerlässliche, vielleicht auch gefährliche Routine. Es schleifen sich Selbstverständlichkeiten ein, die nicht immer hinterfragt werden müssen. Man kennt seine gegenseitigen Vorlieben, seine Hobbies. Man pflegt gewisse Rituale beim Essen und beim Ins-Bett-Gehen. Es entwickeln sich Familienaktivitäten, worauf zu verzichten schwer fiele.

4. Jahreszeitliche Abläufe: Phasen des Zusammenlebens werden schliesslich bestimmt durch jahreszeitliche Abläufe. Da wir «unsere» Familie in der Vorweihnachtszeit übernommen haben, beginne ich mit Weihnachten:

- An Weihnachten besinnt man sich seiner Herkunftsfamilien, stellt Fragen zur menschlichen Seele und zum gesellschaftlichen Zusammenleben und versammelt sich vermehrt in der Wohnstube. Um Termini des Pestalozzi zu verwenden: Die Wohnstube als Herz, als Mitte, als Zentrum der Familie und des pädagogischen Geschehens. Es ist die Zeit der Pflege des Gemeinschaftslebens.

- Der Winterausgang ist mehr bestimmt durch wiederkehrende Lebensfreude. Man geht vielleicht zusammen in die Skiferien und spielt abends viel miteinander und kocht gemeinsam; oder die Kinder schlüpfen zur Fasnachtszeit in neue Rollen und lernen sich so von anderen Seiten kennen. Unsere Grossfamilie gestaltet am Kapitelwochenende im März einen Ausflug in die äussere und innere Natur, welcher auch von der Freude am immer wieder kommenden Frühling zeugen soll.

- Der Frühling wird bestimmt durch die Wünsche und Bedürfnisse der Kinder: Häufig wollen sie dann ihr Zimmer umstellen oder lernen neue Freunde kennen, oder es bahnen sich Veränderungen im schulischen und beruflichen Bereich an. Vielfach treten sie mit dem Wunsch an uns heran, ein Fest (in der Kindersprache Fez genannt) gestalten zu dürfen.

- Im Sommer stehen gemeinsame Ferien auf dem Programm: Dies ist die Zeit, um am intensivsten an uns und mit den Kindern an ihren Persönlichkeiten ganz individuell arbeiten zu können. Neben all unseren Ausflügen und neben dem Faulenzerleben ist dies wohl die Zeit, die wir nicht nur pädagogisch, sondern auch therapeutisch am intensivsten nutzen. Wir haben ganz viel Zeit füreinander und sind teilnehmende Begleiter der Kinder. Besonders hier versuchen wir, ihnen den Schlüssel zur eigenen Mitte mitzugeben, ihr Zentrum zu suchen und zu finden und dabei ins Gleichgewicht zu kommen im Verhalten und Handeln anderen gegenüber. Speziell wichtig ist dies für diejenigen Kinder, die jeweils nach den Sommerferien in eine neue Klasse und Schulstufe oder in die Lehre übertreten.

- Im Herbst erkunden wir häufig die nähere und weitere Natur und arbeiten stark erlebnispädagogisch. Es gilt, neu Erarbeitetes zu vertiefen und weiter daran zu arbeiten. Es hat sich bewährt, eine erlebnishaft gestaltete Herbstwanderung durchzuführen, die uns an Orte bringt, welche wir alle noch wenig kennen.

- Nicht zu vergessen im Jahresablauf sind die vielen Geburtstagsfeste, die für jedes einzelne Kind eine ganz besondere Bedeutung haben.

- Abschliessend gehören die unterschiedlichen kirchlichen Feste zum festen Bestandteil des Alltags und verlangen von uns eine bewusste Gestaltung und Auseinandersetzung mit christlichem Kulturgut.

(Fortsetzung folgt)